

und die Möglichkeit, daß ich wiederkommen und mein Eigenthum von ihm zurückfordern könnte, soll der Schrecken sein, der die Ruhe von ihm fern hält. Sie haben Recht, Madame, ich muß leben! Der Geist der Königin Marie Antoinette schwebt über mir, und er will, daß ich lebe, und durch mein Leben sie räche an ihrem ärgsten Feind! So möge es denn geschehen! Sagen Sie mir, Fouché, wohin ich wandern, wo der arme Verbrecher sich verbergen soll, dessen einziges Verbrechen doch darin besteht, daß er lebt, daß er der Sohn seines Vaters ist? Wo giebt es eine Höhle, in der das arme gekehrte Bild sich vertrieben kann vor der verfolgenden Meute?"

"Sire, Sie müssen fort, weit, weit fort in die Ferne," rief Josephine. "Der Arm des Ersten Consuls ist mächtig und stark, und sein Adlerblick schaut über ganz Europa hin und würde Sie überall entdecken und finden."

"Sie müssen jenseits des Meeres vorläufig eine Heimath suchen," sagte Fouché, näher tretend. "Ich habe schon darnach meine Maßregeln getroffen, daß Sie es können. Es gehen täglich von Marseille Schiffe nach dem Süden ab, auf einem dieser Schiffe gehen Sie nach Amerika. Amerika ist das Land der Freiheit, der Abenteuer und der großen Begebenheiten. Sie werden dort hinlängliche Beschäftigung finden können für Ihren Geist, für Ihren Thatendrang."

"Es ist wahr," sagte Louis mit einem bitteren Lächeln, "ich werde nach Amerika gehen. Ich werde mir bei den Wilden eine Zuflucht suchen, vielleicht ernennen mich diese zu ihrem Häuptling, und schmücken mein armes Haupt mit einer Krone von Federn als Ersatz für meine Krone von Gold. Ja, ich will nach Amerika! In den Urwäldern, bei den Kindern der Natur wird es wohl eine Stätte geben für den Ausgestoßenen, den Heimathlosen. Madame, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und Ihre Güte, und meine Dankbarkeit soll darin bestehen, daß ich mich ganz Ihrem Willen unterwerfe. Sie haben die Königin Marie Antoinette geliebt, Segen über Sie und Alle, die Sie lieben!"

Er reichte Josephine seine beiden Hände dar, und als sie dieselben an ihre Lippen drücken wollte, neigte er mit einem traurigen Lächeln sich zu ihr.

"Madame, segnen Sie meine arme Stirne mit dem Kuß dieser Lippen, welche einst die Hand meiner Mutter geküßt haben!"

Josephinens Lippen berührten mit einem sanften Kuße die reine klare Stirn des jungen Mannes und eine Thräne fiel aus ihren Augen auf sein blondes Haar.

"Gehen Sie, Sire," sagte sie, "und möge Gott Sie segnen und behüten. Wenn Sie jemals meiner bedürfen, so rufen Sie mich, und seien Sie gewiß, daß so lange ich lebe, ich niemals Ihre Stimme überhören werde!" —

Eine Stunde später fuhr die Gemahlin des Ersten Consuls hinaus nach St. Cloud. An der Ecke der Rue St. Honoré schloß sich ein zweiter Wagen dem ihren an, und der junge Mann, welcher in demselben saß, grüßte ehrfürchtvoll Josephine, welche sich weit aus dem Wagen neigte, um seinen Gruß zu erwidern.

An der Barrière hielten die Wagen an, denn die Thore von Paris waren noch immer geschlossen. Aber Josephine winkte den Offizier der Wache an ihren Wagen, und er kamte zum guten Glück die Gemahlin des Ersten Consuls.

"Es ist also nicht nötig," fragte Josephine mit einem reizenden Lächeln, "nicht nötig, daß ich einen Erlaubnißschein vom Ersten Consul herbeischaffe, um mit meiner Begleitung das Thor passieren zu können? Sie glauben also nicht, daß ich, und mein Cabinetsecretair, der in dem zweiten Wagen sitzt, zu den Räubern gehören, welche das Leben meines Gemahls bedrohen?"

Der Offizier, ganz bezaubert von der Anmuth und Goldseligkeit Josephinens, verneigte sich tief, und gab dann der Wache den gebieterischen Befehl, sofort das Thor zu öffnen, und die beiden Wagen passieren zu lassen.

Der Sohn der Königin war also gerettet! Zum zweiten Male verließ er Paris, um als ein Geächteter, Ausgestoßener ungewissem, abenteuerlichem Schicksal entgegen zu gehen.

33.

Nach langer Wanderschaft.

Für die Stadt Paris war der sechzehnte Februar 1804 ein Tag des Schreckens und des Entsetzens. Die Thore blieben den ganzen Tag geschlossen, Militär-Patrouillen durchzogen die Straßen, an deren Ecken die Proklamation angeheftet war, durch welche Murat, der Gouverneur von Paris, der Stadt verkündete, daß fünfzig Räuber und Mörder sich in derselben befänden, und dem Consul nach dem Leben trachteten.

Der Verurtheilte, Chirurg Dueroles, hatte indessen seine Bekenntnisse gemacht, und die Hauptverschworenen und ihre Verstecke genannt, und erst, nachdem alle von ihm genannten Personen aufgefunden und verhaftet waren, öffnete man wieder die Thore der Hauptstadt.

Ein großartiger Prozeß begann nun, nachdem man nach und nach immer mehr noch der Verschworenen, welche vom Ausland als Abgesandte der Bourbonen nach Paris gekommen waren, dort verhaftet hatte. Auch der General Pichegru, der Parteigänger Geor-

ges, und vor allen Dingen der General Moreau befanden sich unter den Verhafteten, angeklagt einer Verschwörung gegen das Leben des Ersten Consuls.

Die Geschichte dieses Prozeßes war umgeben von einem geheimnißvollen Dunkel, und nur flüsternd wagte man sich zu erzählen, daß General Pichegru sich in seinem Gefängniß selbst entleibt habe, oder wie man noch leiser flüsterte, daß er im Gefängniß hingerichtet worden. Dann aber an einem Tage sah man in ganz Paris nur bleiche, traurige Gesichter, und ein Gemurmel des Entsetzens durchlief alle Straßen und alle Häuser.

Es hieß: Der Herzog von Enghien, der Enkel des Prinzen von Condé, sei von französischen Soldaten jenseits der Grenze im Baden'schen arretirt und nach Vincennes gebracht worden. Dort sei er in derselben Nacht angeklagt, der Mitwisser und Beförderer eines Complots zu sein, das gegen das Leben des Ersten Consuls und die Ruhe der Republik gerichtet gewesen, von dem rasch versammelten Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, und in selber Nacht dieses einundzwanzigsten März sei der Herzog von Enghien in dem Festungswall von Vincennes erschossen worden.

Das Gerücht kündete die Wahrheit. Bonaparte hatte sein Wort erfüllt, er hatte der bedrohten Republik ein königliches Opfer dargebracht, er wollte durch eine That des Schreckens die Verschwörer mit Entsetzen und Angst erfüllen, damit sie abständen von ihren blutigen Mähen.

Das Mittel war grausam, aber es erreichte die Wirkung, welche Bonaparte davon erhoffte, und hinfort gab es in Frankreich keine Verschwörungen mehr gegen das Leben des Ersten Consuls, der sich noch in demselben Jahr am achtzehnten Mai zu einem Kaiser erklärte.

Wenige Tage darauf erschien die öffentliche Anklage-akte gegen die Verschworenen, und am dritten und vierten Juni fanden die öffentlichen Verhöre statt, denen Fouché als wieder installirter Polizeiminister beiwohnte, während Regnier in seiner neuen Würde als Großrichter präsidirte.

Siebenzehn der Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt, Andere zu langjährigem Gefängniß, zu diesen gehörte der General Moreau. Aber die Volksstimme erklärte sich so laut und so energisch für den tapfern General der Republik, daß man es für gerathen hielt, dieselbe nicht zu überhören. Moreau ward aus dem Gefängniß entlassen, und begab sich nach der spanischen Grenze, von wo er sich nach Nordamerika einschiffte.

Am fünfundzwanzigsten Juni wurden auf dem Grèveplatz zwölf der Verschworenen, an ihrer Spitze Georges, hingerichtet, die andern fünf zum Tode Verurtheilten hatte der nunmehrige Kaiser Napoleon zur Deportation begnadigt.

Die sanfte gutherzige Josephine schaute allen diesen

Dingen mit Angst und Trauer zu, aber sie konnte sie nicht hindern, denn ihre Macht über das Herz ihres Gemahls war schon im Erlöschen, und die Sonne ihres Glückes war im Untergehen. Ihre Bitten, ihre Thränen hatten nicht mehr, wie sonst, entscheidende Gewalt über Bonaparte, und sie hatte mit derselben den Tod des Herzogs von Enghien nicht abwenden können.

"Ich habe Alles versucht," sagte sie mit Thränen in den Augen zu Bourienne, dem Cabinetsecretair des Kaisers, "ich wollte um jeden Preis ihn von seinem traurigen Vorhaben abbringen. Er hatte es mir nicht anvertraut, aber Sie wissen, wie ich seine Gedanken errathe. Auf mein Eindringen gestand er mir auch seine Absicht, aber mit welcher Härte stieß er meine Bitten von sich. Ich habe mich an ihn geklammert, und bin vor ihm auf die Kniee niedergestürzt. "Mißt Euch in das, was Euch angeht," schrieb er wüthend, indem er mich zurückstieß. "Dies sind nicht Weibersachen, laßt mich in Frieden." Und so mußte ich denn das Entsetzliche geschehen lassen, und konnte es nicht hindern. Nachher aber, nachdem es geschehen, war Bonaparte doch tief ergriffen, und mehrere Tage blieb er traurig und schweigsam, und schalt nicht mehr, wenn er mich in Thränen fand."

Die Jahre vergingen, die Tage des Glanzes und der Herrlichkeit, und ihnen folgten für Josephine, und dann auch für Napoleon die Tage der Schmerzen und des Elends! Von Napoleon verstoßen, trauerte Josephine vier Jahre lang um ihre verschmähte Liebe und ihr zertretenes Glück, dann aber, als Napoleons Glückstern erlosch, als er seiner Kaiserkrone beraubt ward und Frankreich verlassen mußte, dann brach Josephinens Herz, und sie verbarg sich in ihrem Grabe, um Napoleons Erniedrigung nicht zu sehen.

Das Kaiserthum war also beseitigt, und der Graf von Ville, von den fremden Potentaten, nicht von der französischen Nation gerufen, kehrte nach Frankreich zurück, um als Ludwig der Achte den Thron der Lilien wieder aufzurichten.

Und wo war, während dies geschah, der Sohn der Königin Marie Antoinette? Wo war Ludwig der Siebenzehnte?

Er hatte das Wort wahr gemacht, welches er zu Josephine gesprochen. Er war in die Urwälder und zu den Wilden gegangen, und sie hatten ihm eine Krone von Federn gegeben, und ihn zu ihrem König ernannt. † Jahre lang lebte er unter ihnen, geehrt als ihr König, geliebt als ihr Held. Aber dann faßte ihn die Sehnsucht nach der Heimath und dem Vaterlande, und er benutzte die Gelegenheit, als er im Auftrag seines Vol-

* Bourienne: Mémoires du Consulat et l'Empire. Vol. V.

† Mémoires du Duc de Normandie. Pag. 89—162.

kes nach Brasilien ging, mit dem Kaiser Don Juan einen Handelsvertrag abzuschließen, um nicht wieder zurückzukehren zu seinem schwarzen Volke. Den kostbarsten Schatz, den er besaß, seine Papiere, hatte er indessen zu bewahren gewünscht auf allen Fahrten und Fährlichkeiten seines Lebens, und diese Papiere verschafften ihm bei Don Juan eine gastfreie und ehrenvolle Aufnahme. Von Don Juan erfuhr der König ohne Thron und ohne Erbe die Veränderungen, welche inzwischen in Frankreich sich begeben, und mit der ersten Schiffgelegenheit, welche sich ihm darbot, kehrte er nun zurück nach Europa, nach Paris, wo er in der Mitte des Jahres 1816 eintraf.

Der Prinz von Condé, jetzt der Herzog von Bourbon, empfing den Heimkehrenden mit zärtlicher Freude, aber auch mit schmerzlichem Bedauern, denn jetzt war es zu spät, und keine Hoffnung auf eine Restituirung konnte er dem Heimgekehrten, dem „zu spät Gekommenen“ geben. Der Graf von Provence war jetzt der König Ludwig der Achte, und niemals würde er von seinem Throne herniedersteigen, um an den Sohn der Königin Marie Antoinette die Krone zurückzugeben, die er mit so viel Genugthuung und Stolz auf seinem eigenen Haupte trug.

Viel einfacher und bequemer war es also, den Prätendenten für einen Wahnsinnigen, oder einen Abenteuerer zu halten, und ihn für immer zu beseitigen. Vergeblich waren alle Briefe, die der Baron von Richemont, welchen Namen Louis immer noch führte, an seinen Oheim, den König, an seine Schwester, die Herzogin von Angoulême richtete, und sie um ein Wiedersehen, eine Zusammenkunft bat. Man antwortete ihm nicht, man wollte diesen Abenteuerer nicht sehen, den man nicht anerkennen konnte, ohne den König Ludwig den Achte zu entthronen, und dem Sohne der Herzogin von Angoulême, dem Herzog von Berry, die Aussicht auf eine Krone zu rauben.

Ludwig der Siebenzehnte war gestorben, und er durfte nicht wieder unter die Lebendigen zurückkehren. Er sah das, er wußte das, und eine tiefe Schwermuth erfaßte ihn. Aber er raffte sich wieder empor, er wollte nicht sterben! Er wollte leben, seinen grausamen Verwandten zum Schrecken und zur Mache!

Aber es war ein ruheloses unstätes Leben, das der Sohn der Königin führen mußte, um sich vor den Dolchen und Verfolgungen, den Attentaten seiner mächtigen Feinde zu retten. Der Prinz von Condé beschwor ihn, sich zu sichern vor den Mordanschlägen, welche mehr als einmal auf den „Baron von Richemont“ gemacht wurden, und Louis gab seinen Bitten, seinen Thränen nach. Er ging abermals auf Reisen, aber als er nach zwei Jahren von diesen Reisen durch Asien und Afrika zurückkehrte, und durch Italien, an dessen Küste er gelandet war, reiste, ward er im Jahre 1818 auf Ansuchen des österreichischen Gesandten in Mantua

verhaftet, und in das Staatsgefängniß von Mailand abgeführt.

Sieben Jahre saß der unglückliche Prinz in dem österreichischen Gefängniß, ohne jemals verhört, jemals vor einen Richter gefordert zu werden. Sieben Jahre der Einsamkeit, des Dunkels und der Entbehrung. Aber der Sohn Marie Antoinettes hatte in seinen Kinderjahren schon gelernt, die Entbehrungen zu ertragen, und sein Gefängnißleben in Mailand war doch nicht so hart und so grausam, wie das Gefängnißleben im Temple neben seinem Vetter Simon. Hier wenigstens gab es doch mitleidige Seelen, die sich seiner erbarmten, selbst die Schlüssel der Gefängnisse waren höflich und freundlich, wenn sie in die Zelle des „Königs von Frankreich“ eintraten, und hinter der Wand seiner Zelle ertönte eines Tages eine Stimme, welche mit sanftem, melodischem Ton eine Romanze sang, welche Louis gebichtet, und welche er, als er jene Nachbarzelle bewohnte, an die Mauer geschrieben.

Diese Stimme, welche wie ein Liebesgruß aus der Welt ihm ertönte, es war die Stimme Silvio Pellico's. Der berühmte Verfasser der „Prigioni“ erzählt selbst diese Begrüßung mit seinem Nachbar in einfachen ruhrenden Worten.

„Man trug mein Bett,“ erzählt er, „in die neue, mir angewiesene Zelle, und sobald die „Secondini“ (Aufseher) mich allein gelassen, war meine erste Sorge, die Mauern zu untersuchen. Man las da einige geschriebene Erinnerungen, mit Kreide, mit Bleistift oder auch mit einem scharfen Griffel aufgeschrieben. Ich fand auch da zwei hübsche französische Strophen, die ich bedauere nicht abgeschrieben zu haben. Sie waren unterzeichnet: „Herzog von der Normandie!“ Ich fing an sie auf meine Melodie der armen Magdalena zu singen, als eine Stimme neben mir sie mit einer andern Melodie wiederholte. Als der Sänger genügend hatte, rief ich ihm ein Bravo zu, er antwortete mir mit einem höflichen Gruß und fragte mich, ob ich Franzose sei.“

„Nein, ich bin Italiener, und nenne mich Silvio Pellico.“

„Der Dichter der Francesca di Rimini?“

„Ja, derselbe.“

„Und nun folgte ein höfliches Compliment, mit den üblichen Beileidsbezeugungen über meine Gefangenschaft.“

„Er fragte, aus welchem Theil von Italien ich gebürtig sei, und als ich ihm sagte, aus dem Piemontesischen, aus Saluzzo, erfolgte abermals ein höfliches Compliment über den Charakter der Piemontesen, und insbesondere über die verdienstvollen Männer von Saluzzo, namentlich über Bodini.“ (Ein berühmter Typograph, Direktor der Staatsdruckerei in Parma.) Diese Lobeserhebungen waren kurz und fein, und verriethen einen feingebildeten Geist.“

„Jetzt, mein Herr,“ sagte ich, „erlauben Sie mir, daß ich Sie frage, wer Sie sind?“

„Sie sangen so eben ein Lied, das ich gebichtet.“

„Diese schönen Verse, die hier auf der Mauer geschrieben stehen, sind also von Ihnen?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie sind also—“

„Der Herzog der Normandie.“

„Der Gefangenwärter ging eben unter unserm Fenster vorüber und ich schwieg also. Nach einiger Zeit nahmen wir die Unterhaltung wieder auf. Als ich ihn fragte, ob er Ludwig der Siebenzehnte sei, antwortete er mir bejahend, und begann mit Heftigkeit gegen Ludwig den Achte, seinen Oheim, den Murrator seiner Rechte, zu declamiren.“

„Ich hat ihn, mir in kurzen Umrissen seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er that es, und erzählte mir auf das Genaueste alle die Einzelheiten, die sich auf das Leben Ludwigs des Siebenzehnten bezogen, und die ich nur zum Theil kannte. Wie man ihn mit dem Schuster Simon eingeschlossen, wie man ihn gezwungen, gegen seine eigene Mutter eine schändliche Verleumdung zu unterzeichnen, zc. Dann erzählte er mir von seiner Rettung und von seiner endlichen Flucht nach Amerika, von seiner Wiederkehr, um den Thron seiner Väter zu reclamiren, und von seiner Verhaftung in Mantua.“

„Er trug seine Geschichte mit außerordentlicher Lebhaftigkeit vor. Alle Einzelheiten der französischen Revolution waren ihm gegenwärtig, er sprach von ihnen mit natürlicher Beredsamkeit, und wußte sehr apropos immer pikante Anekdoten einzuflechten. Seine Ausdruckweise schmeckte zuweilen ein wenig nach der Soldateska, aber es mangelte ihm doch nicht die Eleganz und Feinheit, welche den Umgang mit der guten Gesellschaft verräth.“

„Werden Sie mir erlauben,“ fragte ich ihn, „daß ich Sie als Freund behandle, und die Titulaturen fort lasse?“

„Ich wünsche dies gerade,“ erwiderte er. „Das Unglück hat gerade für mich das Gute gehabt, daß ich alle Eitelkeit der Erde verachten gelernt habe. Glauben Sie mir, mein Stolz beruht nicht darauf, daß ich ein König, sondern daß ich ein Mensch bin.“

„Wir hatten nun Morgens und Abends lange Unterhaltungen, und ich erkannte in ihm eine edle, schöne Seele, empfänglich für alles Gute und Schöne. Er wußte sich die Herzen zu gewinnen, und selbst die Secondini waren freundlich mit ihm. Einer von ihnen sagte mir, so oft er aus der Zelle meines Nachbarn zu mir kam: „Ich hoffe sicher, daß er mich zu seinem Oberportier macht, wenn er erst König ist; ich habe die Kühnheit gehabt, ihn darum zu bitten, und er hat es mir versprochen.“

„Der Verehrung der Secondini für ihren König der Zukunft verdanke ich es, daß sie eines Tages, als ich

zum Verhör geführt, und an seiner Zelle vorüber geführt ward, die Thür derselben offen ließen, damit ich die erhabene Person sehen konnte. Er war von mittlerer Größe, von ungefähr vierzig bis fünfundsiebziger Jahren, er hatte etwas Embonpoint und eine durchaus bourbonische Physiognomie.“ *

Nach sieben Jahren der Haft öffneten sich endlich die Pforten des Gefängnisses für den Baron von Richemont, ohne Urtheilsspruch, wie sie sich ohne Anklage hinter ihm geschlossen hatten. Der Sohn der Königin war wieder frei, der Tod des Königs Ludwigs des Achte hatte ihm die Freiheit gegeben. Aber schon hatte auf dem Throne von Frankreich ein anderer König seinen Platz eingenommen, der Graf von Artois hatte als Karl der Zehnte das Erbe seines Bruders angetreten.

Der arme Baron von Richemont trug nun seinen Kummer und seine Entmuthigung in die Thäler der Schweiz. Da ruhte er aus von seiner Gefängnißpein und seinen Enttäuschungen. Aber als das Jahr 1830 den König Karl den Zehnten von seinem Throne stieß, trat der Sohn Marie Antoinette's wieder hervor aus der Einsamkeit, erließ eine Proclamation an das französische Volk und forderte mit lauter Stimme vor ganz Europa sein Erbe, seinen Thron zurück.

Doch unter dem Geklirr der Waffen, unter dem Geräusch der Revolutionen verhallte die Stimme des unglücklichen Prinzen. Er hatte keine Soldaten, keine Kanonen, um sich Stille zu erzwingen, damit man ihn höre.

Der Herzog von Orleans, Louis Philippe, aber hatte Soldaten und Kanonen, und die Arme seiner Freunde und Anhänger, und die Zauberkrast seiner Reichthümer trugen ihn auf den Thron im Juli 1830.

Der arme Baron von Richemont, das Kind der Könige, der letzte der Bourbonen in Frankreich, hatte jetzt nur noch einen Freund, der vielleicht sich seiner annehmen mochte. Dieser Freund, das war der Herzog von Bourbon Condé, jetzt ein Greis von achtzig Jahren. Eines Tages, es war wenige Wochen nach der Thronerhebung Louis Philippe's, erhielt der Herzog von Bourbon auf seinem Schlosse St. Leu den Besuch eines Herrn, den Niemand kannte, der sich von dem Kammerdiener als Baron von Richemont hatte anmelden lassen.

Der Herzog war ihm bis in das äußerste Vorzimmer entgegen gegangen, hatte ihn dort mit größter Ehrfurcht empfangen und in sein Cabinet geführt. Dort hatte man die beiden Herren lange Zeit sich laut und lebhaft unterhalten gehört, und der Secretair des Herzogs, welcher in der Bibliothek dicht neben dem Cabinet arbeitete, hatte ganz deutlich vernommen, wie der Her-

* Silvio Pellico. I miei prigioni. Pag. 51 und folgende.

zog mit bebender Stimme gesagt hatte: „Sire, ich stehe zu Ihnen! Vergeben Sie mir! Die Umstände waren stärker als mein Wille! Sire, gehen Sie nicht in's Gericht mit mir, vergeben Sie mir.“ Darauf hatte eine zürnende Stimme geantwortet: „Nein, ich vergebe Ihnen nicht, denn Sie haben schlecht und perfide an dem Sohn, wie an der Mutter gehandelt. Sie haben den Schwur, den Sie mir einst geleistet, nicht eingelöst. Ich verlasse Sie. Möge Gott Ihnen gnädig sein, und Ihnen vergeben. Hüten Sie sich, daß Er Sie nicht straft für den Verrath, den Sie an mir begangen. Sie schwuren, daß Sie keinen andern König anerkennen wollten außer mir, und doch haben Sie jetzt schon dem dritten König den Eid der Treue geleistet. Leben Sie wohl, möge der Allmächtige Sie beschützen! Wir werden uns vielleicht in einer bessern Welt wiedersehen, und dort werden Sie Rechenschaft abzulegen haben vor einem höhern Richter, den nichts erweichen kann. Seien Sie glücklich, und mögen die Todten in Frieden schlafen.“*

Dann hatte der Secretair das heftige Zuschlagen einer Thüre gehört, und Alles war still geworden. Nach einer Stunde war der Secretair in das Cabinet des Herzogs eingetreten, weil die Stille ihn ängstigte. Der alte Herzog hatte bleich, wie in einer Erstarrung, auf seinem Lehnstuhl gesessen, und mit unverwandten Blicken nach der Thüre hingeseht, durch welche der Fremde sich entfernt haben mochte.

Den ganzen Tag war der Herzog schweigsam und still gewesen, in der Nacht hatte der Kammerdiener, welcher in dem Vorzimmer seines Schlafgemaches wohnte, den Herzog leise beten und weinen gehört. Am nächsten Morgen, am siebenundzwanzigsten August 1830, als er in das Schlafgemach seines Herrn eintrat, fand er ihn todt und schon erstarrt.

Der Herzog hatte sich an dem Fensterkreuz seines Schlafgemaches erhängt! —

Der letzte Anhänger des unglücklichen Königs, den man jetzt nur noch den „Prätendenten“ nannte, war gestorben, alle seine Verwandten waren todt, auch seine Schwester, die Herzogin von Angoulême. Aber von der Todten kam ihm ein Liebesgruß, — sie hatte dem Baron von Richemont ein bedeutendes Jahrgeld ausgesetzt, sie hatte auch, wie man sagte, ihn auf ihrem Sterbebett als ihren Bruder anerkennen wollen. Aber ihr Beichtvater hatte es ihr widerrathen, durch solche Anerkennung auf's Neue Unfrieden und Streit unter den Bourbonen zu erregen, und dem Prätendenten Heinrich den fünften den Prätendenten Ludwig den Siebenzehnten gegenüber zu stellen.

Doch der Herzog der Normandie schwieg nicht, er sprach so laut von seinen Rechten, daß Louis Philippe es endlich für gerathen hielt, ihm das Sprechen zu

* Die eigenen Worte Richemonts. Siehe: Mémoires du Duc de Normandie. Pag. 243.

verwehren, und ihn verhaften ließ, um ihm den Prozeß zu machen. Fünfzehn Monate dauerte die Voruntersuchung, dann begann der Prozeß, welcher ihn anklagte „der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates.“

Die Gazette des Tribunaux vom dritten, vierten und fünften November des Jahres 1834 theilte die Verhandlungen dieses Prozeßes mit. Von allen Seiten strömten die Zuhörer herbei, aber auch unerwarteter Weise die Zeugen, welche sich bereit erklärten, die Identität des Barons von Richemont mit dem Herzog der Normandie, dem Sohne Ludwigs des Sechszehnten zu beweisen. Der Angeklagte selbst erschien ruhig und würdig vor den Schranken, und als die Staatsanwaltschaft ihn beschuldigte, sich einen Namen beigelegt zu haben, der ihm nicht gebühre, fragte er mit ruhiger Würde: „Meine Herren, wenn ich nicht Ludwig der Siebenzehnte bin, so sagen Sie, wer bin ich dann?“

Niemand wußte Antwort zu geben auf diese Frage, aber viele vornehme und bedeutende Legitimisten waren gekommen, um feierlich zu bekennen, daß der Angeklagte in Wahrheit ihr König, daß er die gerettete Waise des Temple sei.

Selbst der Präsident des Gerichtshofes schien davon überzeugt zu sein, und indem er seine Schlussrede an die Geschworenen hielt, waren seine letzten Worte: „Meine Herren, wer ist der Angeklagte, der heute vor Ihnen steht? Welches ist sein Name, seine Herkunft, seine Familie? Was sind seine Antecedentien, sein ganzes Leben? Ist er ein Werkzeug der Feinde Frankreichs, oder ist er vielmehr nur ein Unglücklicher, der wie durch ein Wunder den Schrecken einer blutigen Revolution entgangen ist, der durch seine Geburt geächtet und mit dem Damm belegt, keinen Namen, keine Zuflucht findet, wo er sein Haupt hinlegen kann?“

Es stand den Geschworenen nicht zu, auf diese Frage zu antworten, sie hatten nur Antwort zu geben auf die Frage des Staatsanklägers, ob der Angeklagte einer Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates schuldig sei?

Die Geschworenen antworteten mit Ja, und verurtheilten den Angeklagten zu einer Gefängnißstrafe von zwölf Jahren.

Der Herzog der Normandie, der Dauphin oder König Louis Charles wurde nach St. Pelagie abgeführt, aber im nächsten Jahre schon ward er durch die Hülfe mächtiger Freunde, welche ihm sein Prozeß erweckt hatte, aus dem Gefängniß befreit, und lebte nun wieder einige stille friedliche Jahre in der Schweiz.

Da kam das Jahr 1848, das Jahr der Revolutionen, deren Sturmfluthen Louis Philipp hinübertrieben nach England, und den Thron von Frankreich abermals umstießen.

Wieder trat Louis Charles heraus aus seiner Einsamkeit, und jetzt stand er nicht allein. Eine Schaar

reicher und mächtiger Legitimisten drängte sich um ihn, ein eigenes Journal „l'Inferrible“ ward zur Vertheidigung seiner Ansprüche für den Herzog der Normandie gegründet, die Vendée rief mit tausend Liebessstimmen den König Ludwig den Siebenzehnten zu sich. Da, als er zu den Getreuen eilen wollte, legte Gott seine Hand auf ihn und hielt ihn zurück, — ein Schlagfluß lähmte seine Glieder, und als er nach langer Ermattung sich von diesem Anfall erholte, war die Energie seines Geistes gelähmt, und aus dem entschlossenen, feurigen, unermüdblichen Prätendenten war jetzt ein fanstler, frommer Greis geworden, der sich kasteiete und betete, und nach Rom wanderte, um dort den Papsst Pius den Neunten zu sprechen und von ihm Absolution zu erstehen für alle seine Sünden.

Der Papsst Pius hatte mit dem Herzog der Normandie zu Gaëta am zwanzigsten Februar 1849 eine lange geheime Unterredung, und als Louis Charles von derselben zurückkehrte, war er ein stiller, frommer, lächelnder Greis, der niemals freilich seine hohe Abkunft verleugnete, aber nicht mehr begehrte wieder eingesetzt zu werden in das Erbe seiner Väter. Nach und nach zog er sich immer mehr von der Welt zurück, und lebte nur noch im Kreise einiger hohen legitimistischen Familien, die ihn aber als König behandelten, und ihn nie anders als: „Sire“ anredeten. Er nahm dazuhin, wie eine ihm gebührende Ehre und war niemals dazuhin zu bringen, seinen Ansprüchen zu entsagen, wie viele Anträge ihm deshalb auch von dem neuen Kaiserreiche des zweiten Napoleoniden gemacht wurden. Damals schrieb er an einen seiner Freunde:

„Sie fragen mich, was ich will, welches der Zweck meines Kampfes ist, der nun schon über ein halbes Jahrhundert dauert? — Ich will Ihnen darauf antworten. Es kommt Ihnen hoffentlich nicht in den Sinn, daß ich jetzt noch darauf hinarbeite, den Thron von Frankreich zu besteigen; es wäre dieses ein sehr gro-

ßes Unglück für mich, aber wahrlich noch ein viel größeres für Frankreich, und man würde dann mit Recht von uns Beiden sagen müssen, wir verdienten unser Unglück; noch weniger denke ich daran, mich durch meine Anerkennung reich und hochgestellt zu machen. Sie wissen es, daß ich zu meinem Leben nur sehr wenig Nothwendiges bedarf, und daß für dieses Wenige reichlich gesorgt ist. Was sollte ich sonst noch erstreben? Mich zu rächen? Mein Freund, ich bin in einem Alter, wo das Blut langsamer durch die Adern fließt, und wo man unaussprechliche Wonne im Verzeihen findet. Also, — was ich will, was ich begehre? Warum ich unermüdblich streite? Dies ist der Grund mein Freund: ich möchte gern vor meinem Tode allen denen, die mir mit so vieler Uneigennützigkeit und Ergebung gefolgt sind, die unumstößliche Ueberzeugung einflößen, daß nicht ein politischer Abenteurer, sondern die königliche Waise des Temple ihnen so oft mit wahrer Freundschaft und mit dem herzlichsten Danke für ihre Freundschaft die Hand gedrückt hat.“

Und dieses letzte Ziel seines Lebens sollte der Sohn der Königin Marie Antoinette wenigstens erreichen. Die Freunde und Legitimisten, welche ihn umgaben, glaubten an ihn, und als er starb, da weinten und trauerten seine Anhänger und Diener um ihn als wie um einen heimgegangenen König. Sie trugen ihn mit feierlichem ernstern Pomp in der Mitte der Nacht zu Grabe. Fünfzig Personen etwa folgten zu Fuß dem Sarge, ein Priester schritt ihnen voran. Auf dem Kirchhofe von Villefranche ward er begraben und folgende Inschrift trägt sein Leichenstein:

Hier ruht

Louis Charles von Frankreich,

geb. in Versailles den 27. März 1785,

gest. im Schlosse Baur-Genard, den 10. August 1853.

E n d e .



